

(Nachdruck verboten.)

## Der Schuldige?

Roman von Hector Malot.

7)

„Hi!“

„Ist Ihnen das peinlich?“

„Nicht im geringsten, und wenn ich aufrichtig sein soll, so finde ich, daß bei einem zu verheiratenden Mädchen keine Eigenschaft beruhigender ist, als die eines Bastards; vorausgesetzt natürlich, daß das Mädchen Geld hat.“

„Dies ist hier der Fall. Vor sieben- oder achtundzwanzig Jahren kam ein hübsches Mädchen aus Thuit nach Paris und trat dort in einem großen Geschäfte der Rue de la Paix als Modistin ein. Sie war geschickt und fleißig, und nach einigen Jahren errichtete sie am Boulevard Haugmann ein eigenes Magazin und hatte guten Erfolg. Etwa um dieselbe Zeit, also vor zwanzig Jahren, genas sie eines Töchterchens. Der Vater dieses Kindes war, weiß ich nicht, aber so viel steht fest, daß sie es zärtlich erzog und dabei ihr Geschäft nicht vernachlässigte, so daß sie vor zehn Jahren bei ihrem Tode siebzigtausend Franken bares Geld hinterließ, außerdem ihr Magazin, das für dreißigtausend Franken übernommen wurde. Die junge Witwe gelangte alsdann unter die Vormundschaft ihres Onkels mütterlicherseits, eines meiner Klienten. Derselbe ist Apfelsweinhändler und Beigeordneter des Maires in Thuit, ich kann Ihnen wohl seinen Namen sagen, er heißt Benoit Gibourdel. Der ist nun zwar ein geriebener Bauer und hat es verstanden, ein großes Vermögen anzufammeln, aber gleichzeitig führt er ein ausgelassenes Junggesellenleben; der Pfarrer von Thuit war deshalb mit Recht der Meinung, daß sein Haus kein schädlicher Aufenthalt für das Mädchen sei und bewog Gibourdel, dasselbe in einem der besten Klöster Rouens unterzubringen, wo es erzogen worden ist und sich noch jetzt befindet. Nun wissen Sie alles. Wenn Ihnen also mein doppelter Vorschlag zusagt, so lade ich Sie auf nächsten Sonntag zu mir nach Dissel ein; kommen Sie zeitig genug, um mein Bureau gründlich prüfen zu können, und um 11 Uhr werden Sie zusammen mit Benoit Gibourdel frühstücken, damit ich Sie beide einander vorstelle.“

„Da Sie bereits für alles gesorgt haben, so bleibt mir nur übrig, Ihnen zu danken; also auf Sonntag.“

„Auf Sonntag!“

### VII.

Courteuse hatte schnell berechnet, wieviel er aus dem Bureau von Dissel heraus schlagen könnte; er hütete sich aber wohl, etwas von seinen Ansichten merken zu lassen. Er begriff, daß Vater Notin mit seinem offenen und ehrlichen Charakter sich auch einen gleichgesinnten Nachfolger für die Uebernahme seiner Geschäfte wünschte, da wäre es höchst ungeschickt gewesen, ihm schon im voraus zu zeigen, daß sie über die Handhabung des Notariats durchaus nicht gleicher Meinung seien.

Er verhehlte darum seine hochfliegenden Pläne und stellte sich ganz bescheiden, wunsch- und bedürfnislos.

„Geld verdienen ist ja gewiß angenehm, aber schließlich doch nicht alles im Leben, und wenn man Geld verdienen will, so ist mancher Beruf besser, als der eines Notars.“

„Das höre ich gern von Ihnen. Steht es eine schönere Rolle in der Gesellschaft, als die des Notars?“ antwortete der auf seinen Beruf stolze Vater Notin.

Der Sonntag ist gewöhnlich bei den Notaren auf dem Lande der Tag, an welchem sie die meiste Arbeit haben, allein in Dissel war der Zudrang der Kunden überhaupt nicht außerordentlich, und diejenigen, welche an jenem Sonntage kamen, wurden noch schneller als gewöhnlich Alexis anvertraut.

Um halb elf Uhr schlug Vater Notin Courteuse vor, Benoit Gibourdel auf der Straße nach Orival entgegen zu gehen, als sie jedoch eben zum Garten hinausstraten, sahen sie von weitem auf einem Schimmel einen Mann in blauer Bluse einherreiten, dessen Kopf mit einem hohen, breitkrämpigen Cylinderhute bedeckt war.

„Das ist er,“ sagte der Notar.

Während der Reiter sich in friedlichem Trabe näherte, hatte Courteuse Zeit, ihn ins Auge zu fassen. Es war ein

Mann von untersehter Gestalt, der die Sechzig überschritten haben mochte, aber doch noch sehr rüstig ausah. Sein hoher Hemdkragen umgab den Kopf, wie eine Papierdüte einen Blumenstrauß; das frisch rasierte Gesicht zeigte kleine, graue scharfblickende Augen, deren boshafter Blick durch das Lächeln breit aufgeworfener, finstlicher Lippen gemildert wurde.

Vor dem Gitter angelangt, sprang er leicht zur Erde, hielt den Zaum seines Tieres mit der Linken und reichte die Rechte dem Notar:

„Guten Tag, Herr Notin, ich habe die Ehre... Hoffentlich bin ich nicht zu sehr verspätet; ich habe mich unterwegs nicht aufgehalten, aber es ist doch ein ordentliches Ende von Thuit bis hierher.“

Es fiel ihm nicht ein, seinen Schimmel ins Gasthaus zu bringen, wo er ihn ja Geld gekostet hätte; er führte ihn hinter das Haus nach dem kleinen Hofe, band ihn dort fest und leerte ein Säckchen Hafer vor ihm aus, das er in seinem Mantelsack mitgebracht hatte, denn er wollte zwar nichts unnützlich ausgeben, aber ebenso wenig auch seinen Freunden Kosten machen. „Jeder für sich!“ das war sein Wahlspruch. Nachdem er so für sein Pferd gesorgt, machte er sich an seine Toilette; er legte seine Bluse ab, deren Indigo auf seine Hände abgefärbt hatte — der Gebrauch von Handschuhen war ihm stets fremd geblieben — dann trat er in die Küche um sich zu waschen, und bezahlte das frische Handtuch, das ihm die Magd reichte, mit einem tüchtigen Schmatz auf ihren Nacken.

„Der Hausherr wird nichts davon erfahren,“ sagte er lachend.

„Das kann ihm doch gleichgültig sein!“

„Ist es möglich!“ . . .

Damit trat er in das Wohnzimmer ein, wo ihn der Notar und Courteuse erwarteten. Dieser bemerkte, wie der alte Bauer, den er soeben gesehen hatte, in eine Art von Monsieur umgewandelt war, der sich in seinem grünen Tuchrock und seiner geblühten Seidenweste ganz behaglich zu fühlen schien.

Man setzte sich zu Tische und das Dienstmädchen trug eine zugedekte irdene Suppenschüssel auf, die mit einer Serviette unwickelt war.

„Lieben Sie Knudelflecke?“ fragte der Notar Courteuse.

„Ja, ginge meilenweit, um welche zu bekommen.“

„Wir essen jeden Sonntag welche, und ich dachte, Sie seien vielleicht noch nicht Stadtherr genug, um dieses ländliche Gericht zu verschmähen.“

„Ja, versichere Sie, lieber Herr Notar, was die Nahrung betrifft, so bin ich ganz Bauer geblieben und ziehe den feinsten Speisen einen Teller Kraut mit Speck oder Hammelfleisch mit Erdäpfeln vor; dabei liebe ich tüchtige Portionen; wenn man in seiner Jugend an Entbehrung gewöhnt worden ist, so will man später das Versäumte nachholen.“

„Und die Frauen? Welche gefallen Ihnen am besten? Etwa auch die tüchtigen Portionen?“ fragte Benoit Gibourdel, welcher es liebte, direkt auf sein Ziel loszugehen.

Wenn Courteuse geglaubt hätte, in dieser Unterredung könne er ohne Gefahr seine Meinung sagen, so würde er geantwortet haben, daß er im Punkte der Liebe demselben Geschmack huldige, wie in gastronomischer Beziehung; allein er wußte ja noch garnicht, wie die Frau ausah, die er heiraten sollte; ein offenes Bekenntnis wäre unter diesen Umständen sehr unvorsichtig gewesen. Er sagte daher:

„Ja, liebe sie alle.“

Gibourdel stieß mit ihm an und sagte:

„Ihre Antwort macht mir Vergnügen, denn ich will Ihnen gleich sagen, daß meine Rechte keine zweihundert Pfund wiegt. Indessen nehmen Sie sie doch gewiß nicht nach dem Gewicht.“

Lachend leerte er sein Glas Apfelswein in einem Zuge und bemerkte zum Notar:

„Ein gutes Gewächs. Kommt es von Ihrem eigenen Gute?“

„Ja, ich selbst habe alle Apfelsbäume, von denen diese Kelterung geliefert wurde, gepflanzt.“

„Er schmeckt indessen doch ein wenig herb; ich ziehe eine Beimischung von Süßäpfeln vor, welche die Säure ausgleicht.“

Man hätte glauben können, er habe seine Nichte ganz vergessen, aber der Notar kannte ihn genau und ließ sich durch diese rednerische Finesse nicht täuschen, durch welche er einfach glauben machen wollte, dieser Gegenstand des Gesprächs sei ihm nicht sehr wichtig. Zuerst hatte er Courteheuse seine Nichte an den Kopf geworfen, jetzt nahm er sie wieder zurück, um zu zeigen, daß er sie keineswegs um jeden Preis loswerden müsse. Notin sah aber voraus, daß er bald wieder auf dieselbe zurückkommen werde. Und in der That begann er nach wenigen Minuten aufs neue, als hätte nicht er selbst sich unterbrochen:

„Sie wissen, Herr Courteheuse, man will Ihnen keine Kasse im Sack verkaufen; jedermann wird Ihnen sagen, daß Bennoit Sibourdel noch nie ein Faß Apfelmwein verkauft hat, ohne daß er davon zu Kosten gab, und stets hat die Ware dem Muster entsprochen. Sie werden die Kleine zu sehen bekommen; ein hübsches Weibchen, fein und glatt wie eine Blindschleiche, und so nett, daß ich sie nicht bei mir behalten konnte. Da hätte sie freilich kein gutes Exempel gesehen! Darum habe ich dem Herrn Pfarrer gefolgt, obwohl es viel Geld gekostet hat. So kommt es, daß sie seit sieben Jahren bei den Fräulein der Heimsuchung ist und das Kloster nie verlassen hat. Oh, sie hat viel gelernt! Die Oberin sagte es mir noch das letzte Mal, als ich dort war. Das Geld thut mir nicht leid, und Herr Notin hier kann bezeugen, daß man mir als ihrem Vormund nichts vorwerfen kann: sie hatte hunderttausend Franken, als ihre Mutter starb, und jetzt hat sie hundertundzwanzigtausend.“

Er hatte seine Erzählung mit allerlei umständlichen Nebenbemerkungen gepickt, um zu diesem effektvollen Schlusse zu gelangen, und brachte ihn so einfach und harmlos an, daß der Notar und Courteheuse, obwohl sie die Bauern gut kannten, doch sein schauspielerisches Talent bewundern mußten.

Nach einer kurzen Pause, die er dazu benutzte, die verlorene Zeit einzuholen, indem er doppelt große Stücke verschlang, nahm er sein Thema wieder auf, denn er war noch nicht fertig, sondern hatte sich einen Kalleffekt fürs Ende aufgespart:

„So lange ich noch lebe“ — dabei ließ er seine Stimme wie altersschwach vibrieren und schien wie gekrümmt — „was kann ich noch wünschen, ehe man mich auf den Friedhof trägt, als das Glück meiner kleinen Hortense zu sichern, die ich liebe, als wäre sie meine eigene Tochter! . . .“

Dabei wischte er sich die Ecke des Auges aus, als ob dort eine Thräne zurückgehalten wäre, dann fuhr er fort:

„Und auch meinem armen Geld, das ich so schwer habe verdienen müssen, die Ruhe zu sichern. Hortense ist meine einzige Erbin; bevor ich sterbe, will ich darüber Gewißheit haben, daß meine Hinterlassenschaft keine Gefahr läuft, und muß deshalb für meine Nichte einen zuverlässigen Mann suchen. Als Herr Notin mir darum von Ihnen sprach, Herr Courteheuse, zog ich Erkundigungen über Sie ein, und ich glaube jetzt, daß ich mein Vermögen und meine Nichte Ihren Händen anvertrauen kann, weil Sie beiden Glück bringen werden. Wenn Sie mein Neffe werden, so haben Sie mein Geld anzulegen, und Sie schlagen sicher sechs oder sieben Prozent aus ihm heraus; es giebt zweite Hypotheken, die so sicher als erste sind und dabei doch höheren Zins bringen. Freilich, das alles ist nur so gesagt: vor allem muß meine Nichte Ihnen gefallen und Sie ihr. Wenn Sie wollen, so gehen wir nächsten Freitag nach dem Kloster, unter dem Vorwande, ihre Vormundschaftsrechnung aufzustellen; dort werden Sie sie im Sprechzimmer sehen und mit ihr reden.“

(Fortsetzung folgt.)

## Der Maifisch.

Wie die Maiglöckchen, die Maikäfer und der Maitranf, erscheint auch der Maifisch bedeutend früher, als das oft recht frostige Regiment des Wonnemonats seinen Anfang nimmt. Dem schon gegen Ende März oder zu Anfang des Monats April erheben sich aus der Tiefe des Meeres die unzählbaren Schwärme der Maifische, nahe den Mündungen der großen Ströme, und 14 Tage später finden wir sie am Niederrhein schon überall auf den Tischen der reichen wie der armen Leute als ein allgemein beliebtes und vollständiges Nahrungsmittel. Ganz unglaubliche Mengen dieser schmackhaften Fische werden in günstigen Jahren in den größeren Rheinstädten auf den Markt gebracht.

Der Maifisch bringt eine angenehme, nicht zu teure Abwechslung für den Gaumen, und wir finden ihn zur Frühjahrszeit auf allen

Speisezetteln der Bier- und Weinhäuser verzeichnet. Es ist eben am Niederrhein ein alter Brauch, schon im April den Maifisch zu essen, während man am Mittel- und Oberrhein den schmackhaften Meeresbewohner erst im Wonnemonat genießt. Ende Mai fängt man am unteren Rheine nur noch wenige fette Fische dieser Gattung, denn schon streben die mageren, welche bereits gelichtet haben, wieder meerswärts, und die Finten (Alosa Finta Cuv.), eine kleinere Art des Maifisches, die zu Ende Mai oder Anfang Juni in die Flüsse treten, besitzen kein schmackhaftes Fleisch.

Das vorzügliche weiße Fleisch des Maifisches macht ihn sehr beliebt und dadurch sowohl für Holland wie für Deutschland zu einem ganz bedeutenden Handelsartikel. Die Anzahl der Fische dieser Art, die nicht nur im Rheine, sondern auch in der Elbe, Weser, Oder und der Donau gefangen werden, grenzt manchmal ans Unfassbare. Die Holländer fangen in ihren großen Fischereien in den verschiedenen Rheinarmen in guten Jahren oft 4—6000 Stück an einem Tage, Trozdem gelangen bei günstigem Wasserstande noch große Schwärme bis in die Gegend von Speier, wo früher die beliebtesten Laichplätze waren. Allerdings sind sie dort jetzt nicht mehr so häufig, wie in vergangenen Jahrhunderten, wo man auf diesen Laichplätzen die Fische mit Schaufeln aus dem Wasser warf und für wenige Heller verkaufte.

Der Maifisch oder die Ase, auch Mutterhering (A. vulgaris Cuv.) genannt, ist ein Verwandter des Herings. Er erreicht eine Länge von  $\frac{2}{3}$  Meter und ein Gewicht bis zu  $\frac{3}{4}$  Kilogramm. Auf dem Rücken schön metallisch grün glänzend, zeigt der lebende Fisch auf den Seiten eine goldige opalisierende Färbung. Ein großer dunkler Fleck am oberen Winkel der Kiemenspalte und drei bis fünf kleinere Flecken an den Seiten haben einen olivengrünen Schimmer, und die Flossen sind schwärzlich gefärbt. Der Fisch wird in allen europäischen Meeren angetroffen, aus deren Tiefen er nur im Frühjahr in unzählbaren Schwärmen aufsteigt, um in die Ströme einzutreten, wo der Laich abgesetzt wird. Hier zieht er so weit zu Berg, wie eben möglich, und erscheint selbst in den kleinsten Zuflüssen der großen Ströme. Ist die Laichzeit vorüber, so ziehen die dem Fange glücklich Entkommenen wieder dem Meere zu. Die Fische sind dann so matt und abgemagert, daß ihr Fleisch gar keinen Wert mehr hat; auch soll es dann ungesund sein. Deshalb sehen die Fischer auch von dem Fange zur See ziehenden Maifische ab.

Unzählige Fische erliegen den Anstrengungen der Flußkreise; manchmal sieht man große Mengen gestorbener auf den Wellen treiben. Ihre Nahrung besteht im Meere wahrscheinlich nur aus weichen Krebsstieren oder kleinen Fischen, in den Flüssen sollen sie nur Fischbrut vertilgen, wodurch immerhin ein bedeutender Schaden verursacht wird, der aber zu dem Nutzungswerte in keinem Verhältnis steht, da man am Rhein für das halbe Kilogramm 40—50 Pf. erlöst. In neuerer Zeit ist dagegen die Behauptung aufgestellt worden, diese Fische enthielten sich in den Strömen und Flüssen jeglicher Nahrung, wodurch die nach dem Laichen eintretende Ermattung der Tiere allerdings erklärt würde.

Auf seinem Zuge nach den Laichplätzen macht der Fisch sich sehr bemerkbar, denn er schwimmt in den Strömen fast stets dicht unter dem Wasserspiegel und plätschert dabei so laut, daß der Fischer daraus mit Sicherheit auf seine Anwesenheit schließen kann. Während ihrer Wanderung sind die Fische einem fortwährenden Vernichtungsprozesse ausgesetzt, denn jedes Fischerdorf am Strome sucht so viel wie immer möglich von der Beute zu erhaschen. Die Holländer betreiben stellenweise den Fang mit großen Stellnetzen, durch welche die Rheinarmer vollständig abgesperrt werden. In diese Netze drängen die Fische fortwährend hinein, und das volle Netz hebt sich nur, um den Tieren Zugang zu einem neuen Netze zu gewähren.

Der Fang des Maifisches, der am Niederrhein mit großen, oft hundert und mehr Schritte langen Netzen betrieben wird, gewährt stets ein äußerst anziehendes Bild. Flache, sandige Stellen eignen sich ganz besonders dazu, weil die Fische auf dem Zuge das Fahrwasser der Dampfschiffe meiden. Am Fröhabend oder bei Tagesgrauen ziehen die Fischer zum Fang aus, begleitet von der halben Einwohnerzahl des Dorfes. Auf Rähnen wird das große Netz in den Strom hinausgeführt, und nun fahren die Rähne, einen Halbkreis beschreibend, wieder dem Lande zu. Die Beute durch hohe Stiefel geschützt, dringen Fischer vom Ufer aus dem Netze entgegen und jagen die Fische hinein; manchmal spannt man sogar Pferde vor das Netz, weil Menschenkraft nicht reicht, es zum Lande zu ziehen. Kaum sieht man die Korkstücke, die an dem oberen Netzrande befestigt sind, im Halbkreise dem Lande sich nähern, so schießen auch schon von allen Seiten die geängstigten Fische ins seichte Wasser, durch ihre heftigen Bewegungen ein Getöse und Gebrause verursachend. Dann beginnt ein weniger erfreulicher Anblick: das Morden, denn jeder einzelne Fisch wird durch einen Messerstich in das Rückgrat getötet. Später feilschen die Händler mit den Fischern um die leicht errungene Beute; wird die Ware aber nicht sofort verkauft, so beginnt die Teilung, da die Fischer am Rhein stets gemeinsam den Fang betreiben. Tag ein, Tag aus hatten früher die Rheinfischer mehr als einen Monat lang reiche Ernte, bis endlich der Zubrang der Fische stockte.

Erwähnt mag noch werden, daß der Maifisch in Spanien, Portugal und Italien auch eingefangen gegessen wird und dann als ein sehr geschätztes Nahrungsmittel gilt. Eine Art davon, Alosa toli Cuv., die zur Laichzeit die ostindischen Ströme und Flüsse besucht, ist für die Ernährung des Volkes nicht unwichtig. Die Finte ist

dem Matfisch sehr ähnlich, wird aber nur 1 Kilo schwer, und ihr Fleisch ist nicht so wohlschmeckend. Dagegen sind die Finten aus dem Comersee, die sogenannten Antefini, sehr geschätzt. Wenn die Antefini ausgewachsen sind, nennen die Fischer vom Comersee sie Agoni. — (Köln. Volks-Zeitung.)

### Kleines Feuilleton.

—s— Im Tiergarten. Durch die schwellenden Zweige drängt die Sonne, fast so breit und voll wie im Winter, da sich die Bäume in ihrer schwarzen Kahlheit wie Riesenbesen erhoben. Ein frischer, braungrüner Schleier schimmert jetzt zwischen den dunklen Stämmen. Der Himmel leuchtet in lüchtem, bläulichem Grau; die weiplichen Wolkenfetzen zerreißt der stöfige Wind, wirft sie hin und her und schiebt sie vor die Sonne. Wald aber blendet diese wieder mit ihrer Hülle.

Drillen, auf dem Fußwege, der sich neben der Chaussee hinwindet, geht eine alte Frau mit ihren beiden Töchtern. Sie gehen still und feierlich, wie hochbornahme Menschen. Auf der Chaussee folgt ihnen langsam, immer einige Schritte zurück, eine Equipage. Der Kutscher und der Lakai haben denselben stillen und feierlichen Ausdruck wie die Damen.

Ueber die Kinder, die in bunten Kleidern die Wege entlang eilen mit lautem Rufen und Lachen, die glühenden Gesichter und leuchtenden Augen voll Frühlingsglück, sehen die Damen hinweg. Das junge schwächliche Mädchen, das zu Tisch eilt und dem begehrenden Kanakisten erröthend die Hand reicht, der alte Invalide der Arbeit, der sich in der Sonne vorwärts schleppt, dessen blasses, durchfurchtes Gesicht sich aufheitert in der Wärme, all die vielen Frühlingszeichen erblicken sie nicht. Dort, wo die Sonne zu zudringlich durch das dünne Geäst scheint, halten sie sich ihre glühenden Fächer vor. Und als mehrere Kinder auf dem vor ihnen liegenden Spielplatz den Reigen anstimmen:

Ringel, Ringel, Reihe,  
sind der Kinder dreie . .

da wenden sich die Damen empört der Equipage zu. Das erste, was sie sprechen, ist:

„Es wird doch wirklich Zeit, daß wir aufs Land gehen. Hier kann man ja nicht einmal mehr ruhig und ungestört spazieren gehen!“ —

### Litterarisches.

II. Frank Wedekind: Der Kammersänger. (München, Albert Langen 1899). — „Drei Scenen“ nennt Wedekind bezeichnenderweise sein neuestes Opus, das in kaum noch dramatisch zu nennender Form die letzte halbe Stunde schildert, die ein gefeierter Sänger vor seiner Abreise aus der Stadt verbringt. Es giebt da eine große Menge witziger Einfälle und ernsthafter, bitterer Gedanken, aber das Ganze ist so formlos, daß der Mangel an wirklicher Tiefe der Erfassung aller nur so leicht hin gestreifter Probleme sich doppelt bemerkbar macht. Bei den Bühnen wird die Kleinigkeit gerade wegen ihrer paar guten Seiten kein Unterkommen finden; wenn doch irgendwo, so geschieht es sicherlich, um die „neue Kunst“ an diesem Muster unklünstlerischer Formlosigkeit zu demonstrieren. —

### Theater.

Das Gastspiel der russischen Hofschauspieler im Lessing-Theater wird am Mittwoch beendet. Es bedeutete eine Episode ohne durchdringende Kraft; und eine fertige Bilanz aus dem Gastspiel läßt sich kaum ziehen. Denn dazu fehlt uns das Wichtigste, die Kenntnis dessen, wie Russen solche Stücke aufführen, in denen die russische Volksseele selber am kräftigsten pulsiert. Solche Stücke wären die klassische Komödie „Der Revisor“ oder das erschütternde Mitleidsdrama „Nacht der Finsternis“ von Tolstoi. Aber das Tolstoische Drama zum Beispiel dürfte von den russischen Künstlern gar nicht gespielt werden können; denn sie gehören dem Alexandra-Theater an. Das entspricht etwa dem Schauspielhaus zu Berlin; und wie dieses Hoftheater sich fast der ganzen modern-litterarischen Bewegung verschließen mußte, so wird es bei dem kaiserlichen Theater zu Petersburg ähnlich sein. Eine schöpferische Individualität, die der modernen Schauspielkunst gleichsam neue Werte zuführt und mit neuen Anregungen bereichert, haben unsere Gäste nicht in ihrer Mitte. Ich denke etwa an die tragisch-ergreifende Natur der Duse, oder an die überaus geistreiche bewegliche Rejane. Frau Sawina hat schauspielerischen Charakter und Geist; sie hat ungewöhnlich viel gelernt, und man merkt ihrer großen Kunstfertigkeit die Mühe nicht an. Wo sie den Ausdruck tiefer Melancholie, schwermüher Stimmung verwenden kann, da berührt sie tief, da überzeugt sie, wie nur echte Künstlerschaft überzeugt. Aber das sind vereinzelte Höhepunkte. Den Gestalten in der Gesamtheit ist jene mächtige Energie nicht eigen, aus denen die stärksten tragischen Eindrücke erwachsen. Im übrigen ein gutes Ensemble, solide Schülung, viel Richtigkeit im einzelnen und vor allem ein Maßhalten im Ausdruck, das uns zunächst am meisten überraschte. Es ist das Maßhalten, das verfeinerten Existenzen, verfeinerter Kultur eigentümlich ist. Bei den Russen wird das Prinzip beinahe bis zur Monotonie durchgeführt und man darf wohl annehmen, daß das nicht russischer Originalstil sei, sondern daß es mehr bewußte Hoftheatralische Erziehung sei. War aber der große Apparat nötig, um uns dies Ergebnis zu

lehren? Wer von uns hätte es nicht von vornherein geglaubt, daß der russische Hof mit seinen riesigen Mitteln ein gut gekultes russisches Theater erhalten kann? Leider fehlt das bezwingende Genie. —

### Musik.

Aus der Woche. Wer da glaubt, daß jetzt nach Ostern mit Konzerten nicht mehr viel los sei, irrt gar sehr. Der ganze Unterschied besteht darin, daß, wenn man jetzt an einem Abend ein bis zwei (statt wie früher zwei bis drei) Konzerte besucht, man doch halbwegs sicher sein kann, nicht mehr als zwei bis drei (statt wie früher drei bis fünf) andere Konzerte zu veräumen, und vielleicht noch darin, daß gegenüber der jüngstvergangenen Zeit der vorwiegend kirchlichen Konzerte die weltlichen wieder zahlreicher werden.

Gleichgeliebten ist unter allen Umständen der typische Geist unserer Konzerte, ihre Zerfahrenheit, ihr Mangel an dem Darbieten einheitlicher Bilder und an einem Vertrautwerden mit dem gesamten Umfang gegenwärtiger und vergangener Musik. Eine sehr anerkanntswürdige Ausnahme von diesem Mangel an historischem Sinn, einschließlich des Sinnes für die Gesamtansprüche der Gegenwart, bildete der Liederabend von Arthur van Gwehl, des aus mehreren Oratoriumskonzerten bestens bekannten Baritonisten, dem W o l d e m a r S a d s am Klavier in rühmlichster Weise assistierte. Es handelte sich um eine Reihe noch unbekannter oder wenig bekannter moderner Lieder, mit denen ein Bild der gegenwärtigen musikalischen Lyrik gegeben sein sollte. Weggelassen waren mehrere, sonst den gegenwärtigen Liederschatz repräsentirende Namen, wie Jensen, Sommer, R. Strauß, H. Richard, Raule, Anforge, Pfizner, S. v. Haussegger. Da capo verlangt wurden: „Salome“ von H. Hermann, „Mond, auf deine Silberstrahlen“ von W. S a d s, „Jedem das Seine“ von E. d' A l b e r t, und ein Niederländisches Volkslied in Bearbeitung von C. V. V o s; auch R. V u d s „Der König auf dem Turme“ gefiel sehr. Die wiedererlangten Stücke verdienten diese Ehrung jedenfalls; doch sollen neben ihnen noch hervorgehoben sein: zwei Lieder von M. M e l b i l l e, die nach den matten Eingangsummern mit einem Schlag in eine aus dem Innern stammende und echt natürliche Kunst hineinführten; dann „Waldsee“ von R. G l e i t z, wohl das modernste von allen und hervorragend besonders durch seine Vereinigung von starkem Ausdruck und anderen guten Qualitäten, und schließlich die reiche Begleitungsmusik in L. T h u i l l e s „Waldeinsamkeit“. Eine Gruppe norwegischer Lieder von S i n d i n g (aus „Symra“) fiel großenteils recht sehr ab. Herr Gwehl ist der richtige Mann, der uns für eine Kompositionserwärmung, und steht gesangstechnisch sehr gut da, obgleich seine Vokale manchmal, namentlich in der Höhe, etwas trüb herauskommen; auch die treffliche Programmtextierung sei ihm gedankt.

Von J. B a r n e d o w konnten wir endlich seinen 14. Vorhing gewidmeten Komponisten-Abend im Architektenhaus hören, nachdem ihm ein anderer Saal unmöglich gemacht worden war. Leider wieder das Heraus- und Hineinreißen von Opernummern in den Konzertsaal! Aber interessant ist es immerhin, die Spannweite eines Komponisten gezeigt zu bekommen, und der Konzertgeber, ein klangreicher hoher Bariton, machte samt den Mitwirkenden seine Sache gut, wenigleich er und Hofopernsänger B a d m a n n deutlicher sein, Fr. L. J a h n noch reiner singen, und Herr S o m m e r zurückhaltender spielen könnte. Auch Fr. M. B r a u n, die mit dem gewandten Geiger M. M o d e r n und dem ein wenig grob spielenden Pianisten R. G e r l t ein Konzert im „Römischen Hof“ gab, ist eine tüchtige Sängerin, ausgenommen, daß ihre Höhe etwas gepreht klingt.

Alle diese Konzerte waren von einem dichten und beifallslustigen Publikum besucht, als wäre es Winter im Süden. Ganz besonders drängte man sich zu B e e t h o v e n s „Missa solennis“, die der Sternische Gesangverein unter Prof. G e r n s h e i m in der Gedächtniskirche auführte. Wie ich höre, war die Darbietung durchaus gelungen, Dirigent, Chor und Solisten leisteten mit dem schwierigsten Werk wirklich Bedeutendes; besonders hervorzuheben sei die ebenso kräftige wie klangschöne Altstimme von Frau M. C r ä m e r - S c h l e g e r.

Wir kommen von Kirchenkonzerten auch nach Ostern nicht los, schon weil sie im Durchschnitt fast die einzigen vollständigeren und musikalisch-reichhaltigeren Konzerte sind. Des Herrn Organisten W. F r r g a n g regelmäßiges Donnerstag-Konzert in der Kreuzkirche hörten wir sogar jetzt zum erstenmal. Der Konzertgeber erwies sich in einer Arie als ein sehr melodios schaffender Komponist; Frau P a j e l e n sang sie mit einer guten, nur in der Tiefe einigermaßen qualitätslosen Stimme. Ein Stück aus einer Orgelsonate von A. G u i l m a n t (Paris) war reichhaltig und in moderner Weise wirkungsvoll. Das Uebertragen fremder Stücke auf die Orgel (Sprohr, Adagio aus einem Violinkonzert, Mozart Larghetto aus dem Clarinettkonzert) möchten wir aber dringend vermeiden wissen. Besonders störte dies in dem geistlichen Konzert des erblindeten Organisten T. H. R o h in der Klosterkirche; hier kam gar ein „Chor“ (welcher?) aus Haydn's „Schöpfung“ auf die Orgel. Auch das Daraufsetzen von Harfenvorträgen auf ein ohnehin schon zu buntes Programm, noch dazu wenn sie in den berichtigten Kreis der äußerlichen Harfenpielererei bleiben, wäre wahrlich nicht nötig. Der Programmjammmer ist wohl der größte Jammer in unserem Konzertleben. —

### Völkerkunde.

— Drei Meisterwerke steinzeitlicher Schnitzkunst aus Kaiser Wilhelmsland (Deutsch-Neu-Guinea) sind nach

einer Mitteilung der „National-Zeitung“ seit kurzem im Museum für Völkerkunde aufgestellt. Es sind dieses gewaltige, ausdicken, ausgehöhlten Baumstämmen bestehende Trommeln, deren Außenseite vollständig mit erhabenen Figuren bedeckt ist. Ein schmaler, fast die ganze Länge der Trommeln einnehmender Sattel genügt, um den Innenraum so zu hohlen, daß die Wandung dünn und klappbar wurde, und zwar hatte man dazu nur die einheimischen Stein- und Muschelwerkzeuge. Man trommelt, indem man in die Oeffnung einen einen halben Meter langen armdicken Holzpflock steckt und ihn stark an den Höhlungsrand drückend hin und her reibt. Auf diese Weise bleibt die Schnitzerei intakt. Die Instrumente dienen zur Einläutung der großen Feste, zum Takt schlagen, beim Tanze, wobei zuweilen mehrere auf verschiedene Töne gestellte Trommeln zu gleicher Zeit gebraucht werden, und zur Vermittlung der wichtigsten Nachrichten. Was die Verzierungen betrifft, so gehören sie zu den sogenannten „geometrischen“ Ornamenten. In dessen weiß man jetzt in der Völkerkunde, daß alle Ornamente, soweit sie nicht durch den Zufall der Technik entstehen, aus rudimentären Thier- und Menschengestalten, seltener aus der Darstellung anderer realer Gegenstände herzuleiten sind. Durch Wiederholung und Abschleifung der ursprünglichen Gestalten oder einzelner Teile derselben kommen die rein ornamentalen Gebilde zu stande. Bei genauem Zusehen wird man auch auf unseren Trommeln diesen Vorgang zum Teil verfolgen können, besonders in bezug auf die Gestalt eines eidechsenartigen Tieres, das sich allmählich in eine geometrische Figur umwandelt. Im übrigen sind besonders Vogelköpfe, Gesichter, ganze Menschen und das Mäanderband vertreten. In der Verlängerung der Trommeln befinden sich aus dem Vollen geschnitzte eine ziemlich große Männer- oder Frauengestalt mit unförmlichem und unnatürlich verdrehtem Kopf, manchmal in eigentümlicher Verbindung mit einem grotesken Tier. Deutliche Trommeln, jedoch ohne Schnitzwerk, kommen auch auf anderen melanesischen Inseln in Polynesien, in Afrika und Amerika vor. Das Museum besitzt solche Instrumente z. B. aus Neu-Britannien, aus Samoa und vom Kongo. Kleinere ähnlicher Art dienen in Kamerun zur Ausübung der komplizierten Trommelsprache, eine Aart gab es auch im alten Mexiko, wovon im Museum ebenfalls mehrere Exemplare vertreten sind, und v. d. Steinen berichtet von einem roh ausgehöhlten Baumstamm, der bei den in der Steinzeit lebenden Watari-Indianern am oberen Tingu als Trommel im Gebrauch war. —

### Geographisches.

— In der Gesellschaft für Erdkunde sprach der durch seine Forschungen in Adamania bekannte Dr. S. Passarge über seine zur geologischen Erforschung 1896—1898 im Agami-Land ausgeführten Reisen, die ihn durch die Wüste Kalahari zum Agami-See und bis zum Olavango geführt haben. Agami-Land ist zwischen dem 21. und 24. Längengrad und dem 22. und 18. Breitengrad gelegen und wird auf drei Wegen vom Kapland oder von Transvaal aus erreicht. Nach einem Studium der Diamantfelder in Kimberley begann Passarge seine Forschungstour im Juni 1896. Von Kalaphe aus wurde ein Ausflug in die Goldfelder des Matabele-Landes unternommen und dann die Wüstenreise in der Trockenzeit ausgeführt. Die Kalaharivüste stellt sich als ein mit rötlichem Sand bedeckter, alter Seeboden dar, in dem man ab und zu rindliche Vertiefungen mit Spuren von Kraterfelsen antrifft. In röhrenartigen Löchern hat man an einigen Stellen das schwindende Wasser zu halten gesucht. Sand, Kalk, Cement und Plinmassen bilden das Gestein. Infolge des Wassermangels drohte die Expedition durch die Wüste fast zu scheitern, da oft in Entfernungen von 30 bis 40 englischen Meilen keine Wasserpfanne erschien. In der Regenzeit ist die an Ameisen, Termiten und Schmetterlingen reiche Wüste der Wüste auch mit Vegetation besetzt, deren Studium dem Geologen Nilschlässe auf die Bodenbeschaffenheit gestattet. Von Nakani ging es zum Vokletts-Fluß, an dessen Ufern Salzpflanzen nicht selten sind. Nied- und Schilfsumpf zieht sich am Fluße hin. Buschmänner, gemischt mit Negern, bewohnen hier spärliche Ansiedelungen. Vom Voklettsfluß, der auf seiner weiteren Strecke durch Schwimmvögel belebt ist, gelangte man zu dem seit 10 Jahren verschundenen Agami-See, dessen Thonboden und drakige Wasserreste seine Spuren sind. Die Ursache für diese Erscheinung ist aus der Wasserabnahme des nördlich gelegenen Olavango zu denken, dessen Nebenfluß Lanche zum See floß und nun verstopft ist. Den Geologen wird hier die Lösung des Problems des Kalahari aus der klimatischen und geologischen Veränderung des Bodenscharakteris möglich. Das noch vor 70 Jahren stark bevölkerte Agami-Land ist heute wenig bewohnt, und die einheimischen Stämme, daselbst leben fast in beständiger Fehde. Passarge durchforschte das Agami-Gebiet geologisch, und ohne einheimischen Führer erreichte er bei Andara nach schwerer Mühsal den Olavango. —

### Aus dem Tierreiche.

ss. Der Meerestiesel. In der naturwissenschaftlichen Sammlung, die der Forschungsreisende Diquet aus Kalifornien mitgebracht und im Pariser Museum ausgestellt hat, befindet sich ein höchst merkwürdiger Fisch von ungeheuren Mäßen. Es ist eine Riesenart aus der Familie der Rochen und gehört im besonderen zu der Gruppe der Flügelrochen; die Art wird von Diquet als Manta birostris bezeichnet. Den Namen Flügelrochen haben diese Fische von der eigen-

tümlichen Anordnung und Ausbildung ihrer Flossen erhalten. Die Brustflossen sind nämlich in zwei Teile getrennt, von denen die vorderen zu beiden Seiten des Kopfes sitzen und durch ihre ungeheure Verbreiterung den Eindruck von Flügeln machen; von dem Seesenten sind sie mit Hörnern verwechselt worden, und daher rührt die den Fischen oft beigelegte Bezeichnung „Meerestiesel“. Der in Paris ausgestellte Fisch hat eine Flossenbreite von etwa vier Metern und eine Gestalt, die an einen Flugdrachen erinnert. Der Rücken ist bläulichschwarz, der Bauch mattweiß gefärbt. Wenn die beiden riesigen Kopfflügel ganz ausgebreitet sind, macht der Fisch in der That einen erschreckenden Eindruck. Er tritt in den Golf von Kalifornien besonders im Frühjahr vom März bis zum Juli auf. Wenn das Meer, wie es in dieser Zeit gewöhnlich ist, eine ruhige Fläche bildet, sieht man dem kolossalen Fisch auf der Wasseroberfläche dahin schwimmen, er beschreibt kreisförmige Bewegungen und schnell seinen gigantischen Leib zuweilen plötzlich aus dem Wasser, um mit einem eigentümlichen Geräusch ebenso schnell in das flüssige Element wieder zu verschwinden. Man erlegt ihn von Dampfschiffen oder von Ruderbooten aus mit Lanzen und Harpunen wie den Waltsich. Ist das Tier verwundet, so kann es den Fischern im höchsten Grade gefährlich werden. Es stürzt dann wie rasend auf das Boot, schlägt es mit seinen mächtigen Flügeln und bringt es zum Kentern, wenn die Fischer nicht sehr auf ihrer Hut sind. Der englische Reisende Elliot hat einmal einer Jagd auf diese Seesenten im Meerbusen von Mexiko, wo sie stets zu finden sind, beigewohnt. Er bezeichnet sie als außerordentlich rasche Schwimmerschwärmer, die sich in merkwürdigen springartigen Bewegungen durch das Wasser wälzen. Die Flügelrochen sterben fast sofort, wenn sie aus dem Wasser gezogen werden, oder auch, wenn sie nur in einem beschränkten Seewasserbecken in Gefangenschaft gehalten werden sollen. —

### Humoristisches.

— Nebenverdient. „Ich finde es gemein und roh von diesen gewöhnlichen Mädchen, daß sie sich zu gut dünken als Dienstboten, und Stickerinnen werden und uns gebildeten höheren Töchtern den Nebenverdient rauben. Was sollen wir denn ohne Taschengeld machen?“ —

— Trost. Hausherr (zu einem Mieter, der die Miete gebracht): „So, so, schlecht geht's Gahna? No mei, sehn's, so lang der Wensch sein Hanszins zahlen kon, derf er sich allweil no net beklagn.“ —

— Ein seliges Ende. Als Siegfried Maier gestorben war, that ihm die alte, treue Dienerin den letzten Liebesdienst: „Nube sanft“, sagte sie und nahm mit ihrer linken Hand die Vorbinde von den verklärten Jügen. — (Simplic.)

### Notizen.

— Björnsons neues Drama „Paul Lange und Tora Parsberg“ wurde vom Berliner Schauspielhaus zur Aufführung erworben. —

— In Dresden war die Aufführung von Halbes „Jugend“ polizeilich verboten worden. Nach langen Bemühungen ist es jetzt der dortigen „Litterarischen Gesellschaft“ gelungen, das Stück einmal in einer Matinee durch Mitglieder des Berliner Residenz-Theaters aufzuführen zu lassen. Kein Gast durfte zugelassen werden. —

— Die Behörde hat die Schließung des Münchener Schauspielhauses mit Ablauf der Spielzeit wegen Lebensgefahr des Publikums bei ausbrechendem Brande verfügt. —

c. Die Entwurfe zweier Denkmäler für Alphonse Daudet sind jetzt vollendet. Das eine von Saint-Marceaux ist für eine Promenade von Paris, wahrscheinlich den Jardin Luxembourg, bestimmt, das andere von Falguières geht nach Nimes. —

— Nachdem bei der im Jahre 1894 von der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur ausgeschriebenen Preisbewerbung um ein Handbuch der humanen Ethik der volle Preis von 4000 M. nicht erteilt werden konnte, hat nunmehr der Vorstand der Gesellschaft aus dem zu seiner Verfügung verbliebenen Fonds von ca. 2000 M. unter dem zur freien Dichtung seit her eingereichten Druckchriften den Werk: „Handbuch der menschlich-natürlichen Sittenlehre für Eltern und Erzieher“ von A. Döring (Stuttgart, Fr. Frommanns Verlag 1899) den Teilbetrag von 1000 M. zuerkannt. —

— Von den Mitglieder der von der Wiener Akademie der Wissenschaften entsendeten sudarabischen Expedition, Dr. Kozmat, sind Mitteilungen an die Direktion der geologischen Reichsanstalt in Wien gelangt. Er berichtet, daß er auf den Inseln Solotra, Abdal-Suri und Semlah eine Entwicklung der Kreide- und Coezänformation angetroffen habe, welche mit der in den Karstländern fast identisch sei. Es gelang Dr. Kozmat auch, von diesen Inseln zum erstenmal eine topographische und geologische Karte zu entwerfen. —

— In Madrid wurde ein mit einem Kostenaufwande von über 1½ Millionen Mark errichtetes Institut für Anwenbung der Nützlichkeiten eröffnet. —